

Roosevelt und Russland

Autor(en): **Eucken-Erdsiek, Edith**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **45 (1965-1966)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Gefahr, wie ich sie damals beschrieb, wird leider auch weiterhin bestehen, solange die Spannung zwischen Indien und Pakistan anhält, das heißt so lange bis ein Kompromiß im Kaschmir-Konflikt erreicht ist. . .

Wenn die inneren Krisen und Konflikte einmal beigelegt sind, werden die Verteidigungsprobleme für diese berggeschützte Halbinsel beträchtlich vereinfacht werden, und sie könnte dann eine der sichersten Regionen Asiens sein.

¹Vgl. B. H. Liddell Hart: Strategische Probleme Zentralasiens, Märznummer 1965, S. 1083 ff.

Roosevelt und Rußland

EDITH EUCKEN-ERDSIEK

Als *Roosevelt am 12. April 1945 starb*, ging der große Krieg gerade zu Ende. Roosevelt hat es gewußt. «In wenigen Wochen» — so hat er noch gesagt — «wird es keinen Krieg mehr geben.» Aber es war ihm nicht vergönnt, den Sieg zu erleben. Nachdem er sein Volk und mit ihm die Völker des Westens durch Mühe und Gefahr soweit geführt hatte, durfte er das Gelobte Land nicht betreten, das er schon von ferne zu sehen glaubte: die endgültig befriedete Welt. Das schien tragisch. Aber die eigentliche Tragik des Augenblicks war eine ganz andere. Sie war erschreckend. Denn das Gelobte Land, das er mit seinen Augen zu grüßen meinte, war gar nicht das Gelobte Land. Was Sieg schien, war nicht Sieg; der Friede war nicht Friede. Wohl war die eine Gefahr glücklich gebannt. Aber an ihrer Stelle erhob sich unvermittelt eine andere, ihr ähnlich, nur um soviel gefährlicher, als die Konzeption des Kommunismus der des Nationalsozialismus überlegen war und als Stalin klüger war als Hitler. Das Ziel, für das Roosevelt ein Leben lang gekämpft hatte — eine Welt in Freiheit, Sicherheit und Recht — war ferner als je.

Roosevelt ist gegangen, ohne das auch nur geahnt zu haben. Es ist ihm erspart geblieben, zu realisieren, welches Fragezeichen voll Ironie das Schicksal hinter die strahlenden Siege seines Lebens gesetzt hat. Übrig aber blieb eine Welt, der nichts geschenkt wurde, die damit fertig werden mußte. Überrumpelt von den Geschehnissen — wie sollte sie sich zurechtfinden? Wie nur die

eine umstürzende Tatsache begreifen: Rußland, noch kurz zuvor am Boden — nur mit Hilfe Amerikas aufgerichtet — trotz härtester eigener Anstrengungen nur mit seiner Hilfe siegend —, da stand es über Nacht wie eine jener Geistergestalten, die sich aufrecken, vor den entsetzten Augen wachsen, bis schließlich ihr schwarzer Schatten quer über der ganzen Szene liegt.

Es ging schnell. War es vorauszusehen? Hätte Roosevelt es ahnen müssen, hätte er es verhindern können? Wäre es wenigstens möglich gewesen, das Schlimmste abzuwenden, wenn nicht Krankheit der letzten Lebenszeit ihn geschwächt, wenn nicht der Tod ihm schließlich das Steuer aus der Hand genommen hätte? Oder aber hat sich hier mit der Gewalt einer inneren Notwendigkeit vollzogen, was schon Tocqueville vor mehr als 100 Jahren prophezeit hatte: Der Eintritt einer neuen Geschichtsepoche, in der Rußland und Amerika sich als zwei Riesenblöcke gegenüberstehen — verbissene Gegner — Vertreter zweier entgegengesetzter Prinzipien?

Die Situation mag vermeidbar gewesen sein oder auch nicht. Auf jeden Fall — sie war nun da. Uns bleibt nur zu verstehen, wie es dazu gekommen ist: In einem sehr kritischen historischen Moment sehen wir Roosevelt und Rußland einander gegenüber. Damals schien die Weltgeschichte für einen Augenblick den Atem anzuhalten. Aber sehr rasch ging dieser Augenblick vorüber. Das Schicksal der Folgezeit war entschieden. Wir fragen uns: Was war da von beiden Seiten aufeinander zugekommen? Was war dieses Rußland für ein Land? Und was war dieser Roosevelt für ein Mann?

Am Ende seines großen Romans: «Die Brüder Karamasoff» läßt Dostojewskij seinen Helden Mitja, den typischsten aller Russen, den Gedanken einer Auswanderung nach Amerika erwägen. Aber es ist ihm schwer dabei zumute. Schließlich faßt er seine Empfindung gegenüber den Amerikanern in die Worte zusammen: «Sie haben eine andere Seele.» In diesem Seufzer liegt alles beschlossen. Russen und Amerikaner können einander schwer verstehen. Die Geschichte Rußlands, eine lange, traurige Erfahrung, der die mongolische Unterjochung schon früh ihre trüben Spuren eingedrückt hat, und die Geschichte Amerikas, so geprägt von der Frische der Kolonisatoren und dem stolzen Selbstbewußtsein bürgerlicher Freiheit, haben zwei Völker geformt, die sich in fast allem grundlegend voneinander unterscheiden müssen, auch gerade in ihrem politischen Verhalten.

Leidensfähig, schicksalsergeben bis zur Dumpfheit, in tiefer, fast kindlicher Religiosität und bäuerlicher Skepsis — so lebten die breiten Massen des alten Rußland dahin. Abneigung gegen den Staat, gegen das Recht, gegen jede Form, völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben forderten als Gegenwirkung den Zwang heraus. Und das Volk, das den Staat nicht wollte, mußte dafür den Despotismus ertragen. Wenn die Passivität der beherrschten Massen das eine Übel war, bedeutete die Volksfremdheit der immer nur dünnen Oberschicht das zweite; beide gemeinsam führten im vorigen Jahrhundert

das dritte Übel herauf: Die Entstehung einer revolutionären Intelligenz von äußerstem Radikalismus. Diese kleine, vor nichts zurückschreckende Elite holte sich ihr geistiges Rüstzeug aus dem Westen. Aber der Zeitpunkt konnte nicht unglücklicher sein. Als die Russen anlangten, war die Entwicklung bei uns gerade auf den Punkt gekommen, wo man im Begriff war, den religiösen und humanistischen Überlieferungen den Rücken zu kehren und den Geist als tragendes Prinzip aus der Welt zu eliminieren. Der Zeiger der philosophischen Uhr stand auf Materialismus. Bei uns ist der Zeiger inzwischen weitergerückt. Aber die Russen importierten die Uhr unbesehen, wie sie war, und zogen sie nie mehr auf. Der Nihilismus wurde damit einer der Wegbereiter des Marxismus. In anderer Hinsicht aber ließen die Revolutionäre an Dynamik nichts zu wünschen übrig. Rußland kam seither nicht mehr zur Ruhe. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Revolution schließlich zum Siege durchbrach, als die Kommunisten die Macht ergriffen — eine Handvoll Leute nur, aber besser wissend als alle andern, was sie wollten —, da knüpften die neuen Herren rücksichtslos an die tyrannischen Methoden Iwans des Schrecklichen und Peters des Großen an und peitschten das rückständige Volk in eine technische und zivilisatorische Entwicklung hinein, die das Versäumte von Jahrhunderten nachholen sollte und unter furchtbaren Opfern auch nachholte. Jetzt zeigte sich und sollte sich immer mehr zeigen, wie recht der russische Dichter Tjutschew gehabt hatte, als er im Anfang des vorigen Jahrhunderts einmal schrieb: «Wieviel Zukunft steckt im Dreck unserer lieben Heimat.» Es zeigte sich, welche Begabung, welche Durchhaltekraft, welche Vitalität im russischen Volke verborgen war.

Die Breite der russischen Natur ist sprichwörtlich. Wir kennen sie aus der großen Romanliteratur, in der sich die russische Seele wie vielleicht sonst nur noch in der Musik offenbart. Die krassesten Widersprüche wohnen nebeneinander; man muß jederzeit auf radikale Umschwünge gefaßt sein, und zwar nach beiden Seiten hin: vom Hohen zum Niederen und umgekehrt, von der Güte zur Grausamkeit, von der Lethargie zum Aufschwung. Und die gleiche Tendenz zu jähem Peripetien, die immer wieder beim einzelnen Russen überrascht, zeigt sich nicht anders auch im großen bei der inneren Umstellung des ganzen Volkes. Als das eigene Land angegriffen wurde, verwandelten sich die Menschen, die vom Staat nichts wissen wollten, in eine Nation glühender Patrioten. Als später die neuen Möglichkeiten der Bildung sich eröffneten, erwachsen aus den Analphabeten von gestern die Forscher von morgen. Vor allem aber — die folgenschwerste Verwandlung — viele der ehemals so gläubigen russischen Christen wurden zu gläubigen Kommunisten. Der Marxismus mit seiner Erlösungshoffnung, mit seinem Anspruch an die Hingabekraft des einzelnen ist die neue Religion geworden.

Das aber bedeutet: Wenn man Rußland verstehen wollte, genügte es nicht, es in seinen typisch russischen Zügen zu verstehen, was das erste und an sich

schon schwer genug ist. Man mußte es zum andern auch verstehen als das, was es inzwischen geworden war, als ein sozialistisches Land. Sozialismus ist nicht nur ein Wirtschaftssystem, das dem unseren entgegengesetzt ist, sondern ein Gesellschaftssystem, eine neue Lebensform, die das Ganze des Daseins erfaßt. Jede Einzelheit des gemeinsamen Lebens ist nur vom Kollektiv her zu begreifen. Planung ersetzt die individuelle Initiative, und das Reglement erstreckt sich bis in alle Einzelheiten des Alltags. Damit ändert sich der Stil des Lebens. Betroffen sind auch die Möglichkeiten menschlicher Freiheit. Verschwinden sie ganz, dann stehen wir vor einer totalitären Diktatur.

Daß das Rußland Stalins eine solche totalitäre Diktatur war, ist die dritte Tatsache, die sich ein Staatsmann bis in alle Folgen hinein klar machen mußte, um das neue Rußland wirklich zu verstehen. Diktatur in dieser Form bedeutet die stärkste Machtkonzentration, die sich überhaupt denken läßt. In ihr sind alle Spielregeln anders, aber auch die Begriffe, die menschlichen Reaktionen. Der Bürger der freien Welt gerät in ein anderes psychologisches Gravitationsfeld, und es ist für jeden, der von draußen kommt, nicht leicht, sich darauf einzustellen. Der Mensch als Person ist unwichtig geworden. Es ist daher auch nicht möglich, von Mensch zu Mensch zu sprechen. Denn jeder, mit dem man zu tun hat, ist nur ein Repräsentant des Apparats und darf sich selbst bei bestem subjektivem Willen nicht anders verhalten. Es gehört dies zu den Einsichten, die praktisch am schwersten zu realisieren sind.

So türmten sich Hindernisse über Hindernisse vor dem auf, der vor die Aufgabe gestellt war, sich Rußland geistig zu nähern. Man vergegenwärtige sich: Ein Land, bei dem man an sich schon schwanken kann, welchem Kontinent man es überhaupt in erster Linie zurechnen muß, das sich schon seit früher Zeit dem übrigen Europa in seiner Entwicklung entfremdete, das dann nach langer Lethargie zu einer schwindelnden Entwicklung emporgerissen wurde. Und man nehme hinzu, daß dieses Land zugleich weltanschaulich, wirtschaftlich und gesellschaftlich in ein System gepreßt war, das der westlichen Lebensform grundsätzlich widerspricht, und daß es beherrscht wurde von einem alles durchdringenden unzugänglichen Apparat. Ein solches Land zu begreifen, war in der Tat schwer.

* * *

Und nun Roosevelt. Welche Voraussetzungen waren ihm nach Persönlichkeit, Erfahrung, nach der Struktur seiner Umwelt gegeben, um einem Partner von solcher Art zu begegnen?

Es ist immer gewagt, einen Menschen glücklich zu nennen. Aber mit diesem Vorbehalt konnte der junge Roosevelt wohl für einen der glücklichsten Menschen gehalten werden. Glücklich war er nicht nur durch die Lebens-

freude, die ihn ganz und gar erfüllte, glücklich auch durch die Umstände. Diese Umstände waren: die Zugehörigkeit zu einer der ersten Familien des Landes, eine liebevoll behütete Kindheit, reiche Knabenfreuden auf dem schönen Landsitz der Eltern, eine sorgfältige Erziehung in den besten Ausbildungsstätten der USA. Der junge Mann glänzte zunächst nicht durch auffallende Leistungen. Aber er war begabt, energisch, von ungewöhnlich anziehender Erscheinung. Als er mit 23 Jahren Eleanor, die Lieblingsnichte des Präsidenten Theodore Roosevelt, heiratete, fiel ihm die Anwartschaft auf eine große Laufbahn fast wie selbstverständlich zu. Vor allem aber gewährte ihm das Schicksal, was für einen aufstrebenden Menschen das Wichtigste ist, die Möglichkeit, auf das Gebiet seiner Stärke zu gelangen.

Eine Kandidatur als Senator des Staates New York wurde ihm früh schon angeboten mit mehr als mäßigen Erfolgsaussichten, aber verlockend für die Kampfeslust, die ihm selbst, vielleicht noch unbewußt, innewohnte. Gegen alle Wahrscheinlichkeit gewann er den Wahlkampf — ein Abenteuer, das er mit begeistertem Schwung durchführt — eine Kette von Strapazen — ein grandioser Spaß. Die große Freude aber kam daher, daß sich jetzt zum ersten Mal seine ureigenste Begabung ausleben konnte: die Fähigkeit, sich mit irgendeinem ganz fremden Menschen, der ihn an sich nicht das mindeste anging, in unmittelbaren Kontakt zu setzen: mit einem Mann etwa, der am Wegrand sein Motorrad flickte, mit einem Farmer, der unter der Tür nach dem Wetter ausschaute, mit einer überanstrengten Hausmutter. Jeden konnte er für sich gewinnen, jedem konnte er das Gefühl geben, als ob er ihn schon immer gekannt hätte, als ob er sich für seinen Fall besonders interessiere. Und das war in bestimmten Grenzen sogar wahr.

Wenn manche Menschen ganz in sich selbst versponnen sind, andere sich einer abstrakt gefühlten Menschheit weihen, und wieder andere nur aus der Gemeinschaft mit ihren Vertrauten, Familien, Freunden, Kameraden ihre Kraft ziehen, so war Roosevelts Fall ein ganz besonderer. Sein Mann war der Unbekannte, den es zu faszinieren, zu elektrisieren oder auch zu beschützen galt. Für ihn lebte er. Die Menschen, die er kannte, waren ihm demgegenüber, wenn man den Zeugnissen vieler ihm Nahestehender glauben darf, verhältnismäßig gleichgültig. Für sie fehlte ihm Zeit und Kraft. Seine Wähler aber, die Menschen in seinem Volke, die er anzusprechen hatte, waren für ihn wie die Angehörigen einer großen Sippe, für deren Wohlergehen er sich bis in jeden einzelnen Fall hinein verantwortlich fühlte. Und von ihnen geliebt zu werden, war sein Verlangen. Sie fühlten das und vergalteten es ihm. Wohl selten ist vor ihm ein Mensch von so vielen einzelnen geliebt worden. Nach seinem Tode meinten viele ihren besten Freund verloren zu haben.

Die vielen Kontakte, die er sich auf diese Weise schuf, waren aber auch zugleich die Quelle unzähliger, für den Politiker wichtiger Informationen. Roosevelt las nicht viel und dachte niemals lange nach. Er improvisierte, ent-

schied aus dem Instinkt, lebte aus den unmittelbaren Eindrücken, denen er sich in ihrer ganzen Fülle hingab. Bei ihm war, wie Dorothy Thompson einmal sagte, «jede Pore ein Ohr». Glauben konnte er nur, was durch seine fünf Sinne in ihn eingegangen war. Er hatte persönlich Fälle von Ungerechtigkeit erlebt, daher war Gerechtigkeit ihm wichtig. Unfreiheit war ihm kaum begegnet, daher bedeutete für sein Gefühl Freiheit nicht so viel. Nur zu bald entdeckte er, was den Leuten wichtig war: Sicherheit, und merkte es sich. Er wußte aber auch, was sie von der Selbstdarstellung eines politischen Führers erwarteten, und erzog sich systematisch dazu. Ein großer Herr, ließ er sich auf Streitigkeiten nicht ein und klagte nie. Haltung bewahrte er, was immer geschah. Doch nahm er zeitlebens auch keine Sorge um unbewältigte Schwierigkeiten mit in einen gesegneten Schlaf. Wenn er meinte, sein Bestes getan zu haben, war kein Problem imstande, ihn jemals weiter zu beschweren. Dem heiteren, vitalen, selbstbewußten Mann, dem, wenn es notwendig war, Schauspieler seiner Rolle, konnte nichts zu einem raschen und glatten Aufstieg fehlen. Alles ging schon ein wenig zu glatt.

Da traf ihn in seinem 40. Lebensjahr die Kinderlähmung, die ihn für Jahre aufs Krankenlager warf und trotz allmählich fortschreitender Besserung eine nahezu vollständige Lähmung beider Beine für immer zurückließ. Hier ist nun der Moment, wo man nicht anders kann, als Roosevelt bewundern. Er gab auch unter den verzweifeltsten Umständen nicht auf. Er hielt an der Hoffnung der Gesundung fest und unwandelbar auch an seinen politischen Zielen. Er arbeitete verbissen Zoll für Zoll an der Beweglichkeit seiner Gliedmaßen und hatte im Rahmen des Möglichen Erfolg. Wenn er bis dahin als ein nicht allzu origineller, etwas oberflächlicher Mann erscheinen konnte, in manchen Augenblicken auch entfernt an einen Predigtamtskandidaten erinnernd, so gewann er jetzt, im Angesicht der äußersten Bedrohung, etwas, was kaum jemand von ihm erwartet hatte: Einen Zug von Größe. Als er das Schlimmste überstanden hatte, ein Krüppel zwar, doch in seiner Vitalität ungebrochen, wurde er — das Erstaunlichste — wieder ein glücklicher Mann. Er kehrte zur Politik zurück. Und von nun ab ging eine Kraft von ihm aus, die ihm einen unvergleichlichen Vorsprung vor allen seinen Rivalen gab: Es war der strahlende Mut eines Selbstbewußtseins, das auf Überwindung gegründet war und auf die Erfahrung, daß etwas dem Mutigen zu Hilfe kommt. Durch die Behinderung wurde er überzeugender als er es auf jede andere Art hätte werden können. Und die Frage ist wohl erlaubt, ob er es jemals als gesunder Mann hätte soweit bringen können, viermal zum Präsidenten von Amerika gewählt zu werden. Wenn er sich seinen Wählern stellte, aufrecht in seinen schweren Stahlschienen, in späteren Jahren auf den Arm einer seiner Söhne gestützt, oder wenn er sich sehr mühsam über schwierige Zugänge zur Rednertribüne durchkämpfte, dann erhob sich wohl im Gefühl eines jeden etwas zu seinen Gunsten.

Bekanntlich wurde er Präsident zu einem Zeitpunkt, als Amerika das Opfer der großen wirtschaftlichen Depression geworden war, mit der niemand fertig zu werden wußte. Wer konnte den Leuten mehr Hoffnung machen als Roosevelt, der über die eigene Krankheit und Schwäche in so sinnfälliger Weise Herr geworden war? Roosevelt wurde *der* Ermutiger, der Mann, der alle elektrisierte, alle Energien aufrief, der Mann, der unbedingtes Zutrauen weckte und damit tatsächlich sein Land aus der Krise riß. Nicht ökonomische Sachkenntnis war es, nicht Einsicht in die gegebenen Zusammenhänge, die ihn siegen ließ. Es war vielmehr jene Fähigkeit, die ihn vor allem als Person ausmachte, seine große Gabe, Menschen anzusprechen und Prozesse in Gang zu bringen.

Kaum war das schwere Problem gelöst, das die Innenpolitik ihm gestellt hatte, da trat auch schon gebieterisch die Außenpolitik in ihre Rechte und erzwang ein Interesse, das Roosevelt ihr bisher — im Drang der anderen Anforderungen — vorenthalten hatte. Die Lage in Europa wurde immer beunruhigender, die Entwicklung überstürzte sich. Als vergeblich, ja verderblich erwiesen sich die Versuche, Hitler durch Zugeständnisse in seiner Raserei aufzuhalten. Hitler brach den Krieg vom Zaun, eroberte Polen, überwältigte Frankreich und bedrohte England unmittelbar. In dieser Lage hatten Roosevelts Landsleute, nach den enttäuschenden Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, nur den einen Wunsch: sich aus dem Konflikt herauszuhalten. Roosevelt mußte es ihnen versprechen. Aber nur zu bald wurde es klar, daß ohne die amerikanische Hilfe Englands Niederlage besiegelt sein würde, mit unabsehbaren Folgen für die ganze Welt, auch für Amerika. Die Glocke schlug Alarm. Und Roosevelt — nicht länger zögernd — warf nunmehr seine wuchtige Energie mit einem Ruck herum, dem neuen Ziel entgegen. Zum zweiten Mal begegneten sich die Anforderung der Stunde und das, was seine besondere Stärke war. Wieder hatte er den Motor zu machen, den Mut zu beleben, die Kräfte zu integrieren. Und wieder tat er es mit solchem Erfolg, daß er der kritischen Situation Herr wurde. Er schuf das Pacht- und Leihgesetz und damit die Möglichkeit, England das notwendige Kriegsmaterial zu liefern. Er brachte die amerikanische Kriegsindustrie auf höchste Touren. Und er dehnte schließlich gegen starke Widerstände das Pacht- und Leihgesetz auch auf Rußland aus, als dieses durch Hitlers Überfall an die Seite der Westmächte gedrängt wurde.

Rußland — das Stichwort ist gefallen. Bisher nur ganz unbestimmt im Untergrund des amerikanischen Bewußtseins lebend, in seiner Existenz nicht eigentlich realisiert, tauchte es jetzt wie ein Gestirn von der uns abgekehrten Seite der Welt über dem Horizont auf. Und seine Bedeutung wuchs zusehends, als nach Überwindung des ersten Schocks eine ganz unerwartete militärische Widerstandskraft immer mehr hervortrat. Schließlich — nach Japans Angriff auf Pearl Harbour, nach Amerikas Eintritt in den Krieg fanden sich beide

Länder gar noch als Verbündete, so seltsam es jedem von ihnen vorkommen mochte. Ganz plötzlich und unerwartet war es zu einem Miteinander gekommen, das einige Jahre dauern sollte, um dann ebenso plötzlich und unerwartet in ein Gegeneinander umzuschlagen. Im Augenblick war man aufeinander angewiesen — und wie sehr. Aber man war sich fremd. Die Russen trauten den Amerikanern nur wenig, und die Amerikaner in ihrer Mehrzahl den Russen auch nicht recht. Roosevelt freilich, voll gutwilligen Eifers, entschloß sich, sie als Kameraden zu nehmen. Aber was wußte er von ihnen?

In jungen Jahren hatte er nach seinem eigenen Geständnis große Sympathien für den Kommunismus gehegt. Er schien ihm für eine gerechtere Welt zu kämpfen. Die Härte der Maßnahmen erschreckte ihn zwar, aber er glaubte einigermaßen leichtthin, wo es sich um Millionen von Opfern handelte, daß es nur «um ein paar Tausende» ging. Der unverhüllte Despotismus führte aber auf die Dauer doch zu einer inneren Abkehr. — Kaum Präsident geworden, hielt Roosevelt es dann — im Interesse einer allgemeinen Befriedung — für richtig, die Sowjetmacht offiziell anzuerkennen. Das Hauptbedenken bildete dabei für ihn wie für viele Amerikaner das religiöse Problem. Sehr charakteristisch für seine ganze Einstellung ist eine Unterhaltung, die er damals mit dem neu ernannten Botschafter Litwinow führte und in der er ihn beschwor — eingedenk seiner eigenen Sterbestunde — dafür zu sorgen, daß das Christentum in Sowjetrußland nicht länger verfolgt würde. Litwinow schwieg darauf — wie man annehmen darf — weniger aus moralischer Erschütterung als aus Verblüffung über einen solchen Appell. — Der Stalin-Hitler-Pakt verstimmte Roosevelt sehr. Doch schien es im übrigen kaum Veranlassung zu geben, sich in Gedanken viel mit Rußland zu beschäftigen, dessen Schwäche im finnischen Feldzug es als einen nicht sehr beträchtlichen Faktor im großen Mächtespiel erscheinen ließ. Als Roosevelt seinen außenpolitischen Berater Sumner Welles Anfang 1940 auf eine große Informationsreise nach Europa schickte, hielt er Rußland nicht einmal eines Besuchs für wert.

Nicht lange darauf trat dann jene grundlegende Veränderung der Situation ein, die es nicht nur als wünschenswert, die es als dringlich erscheinen ließ, Rußland besser zu kennen. «Ich wünschte, ich verstünde die Russen besser», sagte Roosevelt zu seiner Vertrauten Francis Perkins. «Ich habe die Russen gern, ich verstehe sie aber nicht. Ich weiß einfach nicht, wie man an sie heran kommt. Versuchen Sie einmal festzustellen, was bei ihnen anklingt.» Er, der alles durch seine Sinne aufnehmen mußte, hatte Frankreich, England, Deutschland, Italien auf Reisen schon in früher Jugend kennengelernt, Rußland nie. Wahrscheinlich hat er, der selten Bücher las, kaum je einen der großen russischen Romane in der Hand gehabt. Guter Kenner der Geschichte, der er war, scheint er gleichwohl von der russischen Geschichte auch nur wenig gewußt zu haben. Vor allem aber — hier gilt das Wort Mitja Karamasoffs: die Seele war anders. Jeder ursprüngliche Zugang zum typisch Russischen fehlte ihm.

Nicht besser stand es um sein Verständnis für die neue Lebensform, das neue Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, das Rußland sich gegeben hatte. Vom Sozialismus hatte er nichts begriffen. «Gar nichts», sagte Francis Perkins, bei aller Liebe und Bewunderung, die sie sonst für ihren Chef hegte. Als engste Mitarbeiterin und Leiterin des Arbeitsministeriums mußte sie es wissen. Die Unterschiede der Wirtschaftssysteme waren Roosevelt offenbar niemals wirklich interessant. In Harvard hatte er in die Schriften von Marx hineingesehen, aber sie nach seinem eigenen Zeugnis rasch wieder beiseite gelegt.

Schließlich Rußlands politische Organisation. Inwieweit hatte er realisiert, was eine totalitäre Diktatur bedeutet? «Ich kann die Diktatoren nicht verstehen», äußerte er kopfschüttelnd mehr als einmal. «Ohne Opposition, das ist ja zu langweilig.» Und er konnte die Diktatoren wirklich nicht verstehen. Er konnte nicht begreifen, daß es in einer Diktatur nur um eines geht: um die Macht. Es ist erstaunlich, daß Roosevelt zwar eine ausgesprochene Kampfnatur war, aber ebenso ausgesprochen keine Machtnatur. Ein gefährlicher Rivale im Wettstreit war er nach Walter Lippman, «kein gefährlicher Feind». Es lag ihm zuviel daran, mit den Leuten in gutem Einvernehmen zu bleiben. Unfähig, seine Mitarbeiter zu tadeln oder auch nur seine Kinder zu strafen, konnte er sich als erwachsener Mann, ja als Präsident oft nicht gegen eine liebevoll-despotische Mutter durchsetzen. Und ein kleiner, höchst charakteristischer, grotesker Zug: Zum Ärger aller Freunde, aber auch zu seinem Verdruß gelangte er im eigenen Hause niemals dazu, ein Essen nach seinem Geschmack serviert zu bekommen: Das Reich der Köchin galt ihm als ein Rayon, in dem ein Eingriff ihm nicht zustand. Er verzichtete lieber auf die Durchsetzung seiner persönlichen Wünsche. — Was aber Roosevelt daneben das Verständnis Diktatoren gegenüber erschwerte, war eine andere Eigenschaft: Grandseigneur und Gentleman, der er war, konnte er sich nicht vorstellen, daß jemand sich anders als ein Gentleman benahm. Darin besteht aber gerade der ungeheure taktische Vorteil aller Diktatoren, daß sie von vornherein dazu entschlossen sind, die Hemmungen, die für einen Gentleman bestehen, zu verachten. Das war die Einstellung, mit der Roosevelt auf Stalin traf.

Zunächst war die Beziehung nicht direkt. Es gab einen intensiven Briefwechsel und Besprechungen durch Unterhändler. Aber schon in der Wahl des wichtigsten Mittelsmannes hatte Roosevelt keine glückliche Hand. Hopkins, den er zu Stalin sandte, wußte, so wird berichtet, von Rußland nur zwei Dinge: einmal, daß es einst einen bösen Zaren, Iwan den Schrecklichen, gehabt hatte, zum andern, daß es 1776 als erstes Land Amerika offiziell anerkannt hatte. Auch die Ratschläge, die er Roosevelt zu erteilen hatte, sollten sich als wenig ersprießlich erweisen.

* * *

In die entscheidende Phase gelangten die Beziehungen zwischen Roosevelt und Stalin jedoch erst dann, als beide Männer sich persönlich gegenübertraten. Das

geschah nur bei zwei Gelegenheiten: Erst in Teheran, dann in Jalta. Beide Male waren Entscheidungen von größter Tragweite in nur wenige Tage zusammengedrängt. Die Begegnungen aber waren von der Art, daß ihre Ausmalung wohl die Phantasie reizen kann.

Als Roosevelt Stalin zum ersten Male traf, stand er auf der Höhe seines Daseins. Lange Präsidentenjahre hatten ihm seine herrscherliche Stellung zur Selbstverständlichkeit werden lassen. Schwierige Situationen hatten seine Widerstandskraft gehärtet und seine Geschicklichkeit vermehrt. Weltinhalte waren ununterbrochen in ein unendlich aufnahmefreudiges Selbst eingeströmt. Und die wachsende Größe der Bezüge, in die er gestellt war, hatten sein Selbstbewußtsein gesteigert, aber auch seine angeborene Lust an der Bewältigung großer Aufgaben. Er war jetzt auf die Stufe gelangt, wo der Erfolg fast von selber neuen Erfolg zeugt und wo man, nachdem so vieles Mögliche wirklich geworden ist, auch noch das fast Unmögliche für erreichbar hält. Der Abgott von Millionen in seinem eigenen Land — die Hoffnung der westlichen Welt, strahlte er — im Lauf des Lebens immer schöner geworden — Zauber und Freude aus.

Von ganz anderer Art war die Autorität Stalins. Aus drückendsten Verhältnissen hervorgegangen, aufgestiegen in der revolutionären Untergrundbewegung, später nach Sibirien verbannt, sich langsam durchsetzend auf einem harten und düsteren Lebensweg mit Ränken, mit grausamen Mitteln, schließlich zur Macht gelangt: der Verkörperer eines Systems, das auf Furcht beruht, war Stalin in dem Augenblick, als er Roosevelt traf, mit seinem ganzen Lande knapp der furchtbarsten Katastrophe entronnen. Ein unerbittliches Schicksal hatte ihn geprägt. Die Faszination, die von ihm ausging, war mit Schrecken gepaart. Auch er besaß Magie. Aber es war die Magie der Absonderung, des Geheimnisses, der Gewalt. Es war die Magie des Mannes, der hinter einer Mauer sitzt: buchstäblich und in übertragenem Sinne. Diese Mauer wollte Roosevelt durchbrechen.

Sachliche Gründe und stärkste persönliche Antriebe vereinten sich dabei. An sich war eine reibungslose Zusammenarbeit mit den Russen die Forderung der Stunde — eine Notwendigkeit, der sich weder Churchill noch Roosevelt entziehen konnten. Als der maßgebende Mann mußte Stalin dafür gewonnen werden.

Roosevelt aber ging weiter über das hinaus, was durch die Situation geboten war: zunächst schon, was die rein persönliche Beziehung anlangte. Er wollte nicht bloß für den gegebenen Zweck einen guten Kontakt mit Stalin suchen, er wollte ihn ganz einfach erobern. Gewohnt, die Leute zu faszinieren und auch diese seine Gabe bewußt und erfolgreich einzusetzen, war er entschlossen, seine Fähigkeit auf den Unzugänglichsten der Menschen anzuwenden. Schon immer hatte er einen fast unermesslichen Appetit auf neue Personen gehabt. Aber dieser Fall reizte ihn besonders, weil Stalin so mächtig, von Mythos um-

geben, weil er so finster war. Es lockte ihn unbeschreiblich, diesem dunklen Antlitz ein Lächeln zu entlocken. Und am Ende gelang ihm das auch — zumeist durch Neckereien auf Kosten Churchills. Hinter der vorgehaltenen Hand konnte er etwa flüstern: «Winston ist heute mit dem linken Fuß aufgestanden.» Stalin lachte dann wohl kurz. Zugänglicher wurde er nicht.

Aber wenn Roosevelt Stalin auch auf solche Art umwarb, so wäre es doch höchst ungerecht, zu behaupten, daß es ihm nur darum ging, seinen bewährten Charme an einem derart widerspenstigen Objekt zu erproben. Seinem ganzen Verhalten lag so eindeutig eine hartnäckige Entschlossenheit zugrunde, daß man noch ein tieferes Motiv annehmen muß. Und so war es auch. Es handelte sich trotz allem für ihn weniger darum, seine glänzendste Gabe ins Spiel zu bringen als vielmehr darum, das höchste Ziel seines Lebens zu erreichen: und das war die Sicherung einer Friedenswelt. Für diese schönere, gerechtere, dauernde Ordnung der Welt wollte er sich mit Stalin verbinden. Er scheiterte. Aus einem Abstand, den er selbst nicht haben konnte, läßt sich heute klar erkennen, daß er nur scheitern konnte. Gewiß nicht das Entscheidende dabei, aber das zuerst ins Auge Springende war der Unterschied der Charaktere. Zwar gab es einige Gemeinsamkeiten zwischen Roosevelt und Stalin, die Roosevelt in seinem Beginnen ermutigen konnten: Beide waren elementare, aufs Konkrete ausgerichtete, männliche Charaktere. Beide — schon lange im hohen Amt — waren gewohnt, mit großen Dingen umzugehen, erfolgreich, selbstbewußt; beide, wenn auch in sehr verschiedener Art und in verschiedenem Ausmaß vertraut mit den Taktiken und Schlichen, ohne die kein Politiker auskommt; beide — sich mit ihrer Sache identifizierend — hatten im Laufe des Lebens gewisse sippenväterliche Züge entwickelt. Wenn Stalin durch und durch verschlagen war, so mangelte auch Roosevelt Verschlagenheit keineswegs. Und wenn Humor für Roosevelts Art charakteristisch war, Humor ging Stalin nicht ganz ab. Aber auf dem Hintergrund dieser Gemeinsamkeiten — welcher Gegensatz der Charaktere! Hier der Strahlende — dort der Glanzlose. Hier Roosevelt, der so viele typische amerikanische Züge in sich vereinte, dort Stalin, der seine Herkunft aus Georgien nicht verleugnete.

Besonders deutlich trat dieser Gegensatz im Klang der beiden Stimmen zutage, die ihre Botschaften durch den Äther einer lauschenden Welt zutrug. Roosevelts Stimme erhob sich wie ein Symbol sonnenhaften Herrschertums; jovial-einschmeichelnd, rhetorisch wohl lautend, nicht ohne pastorale Töne. Die Stimme Stalins, der sich auf Bestechendes niemals einließ, war rau; man ahnte die unbeugsame Härte und eine verborgene asiatische Wildheit. Bedeutend aber wirkte — bei aller Begrenztheit der Person — die strenge Sachlichkeit, der den ganzen Mann durchdringende schwere Ernst. Stalin wußte genau, was er wollte. Sein Handeln war bestimmt durch den Platz, an dem er stand, und durch das System, dessen Vollstrecker er war. Die Nadel in seinem Kompaß war unverrückbar auf ihren Pol eingestellt. Der Magnet Roosevelt

konnte sie nicht ablenken. — Was Stalin empfand, wenn Roosevelt ihn als «Onkel Joe» behandelte, können wir nur erraten: vielleicht in einigen Momenten ein gewisses bärbeißiges persönliches Wohlwollen — im Grunde aber, in der Sache selber, eher Hohn.

Hier stand ein Diktator. Roosevelt, der die Gesetze der Diktatur nicht kannte, beging den gleichen Fehler, der ihm seinerzeit schon gegenüber Litwinow unterlaufen war. Er wollte den Menschen im anderen erreichen und war sich keinen Augenblick klar darüber, daß er immer nur auf den Apparat stoßen konnte. Selbst wenn Stalin persönlich berührt worden wäre, er hätte sich nicht anders verhalten können. Der Zwang des Systems war übermächtig.

Was dieses kommunistische System bedeutete, was es erstrebte, war Roosevelt verschlossen. Nicht nur lag dem Individualisten alles kollektive Denken fern. Ihm, dem freien Amerikaner, war Unfreiheit — wir sahen es schon — nie eine konkrete Vorstellung geworden. Ihre Drohung ging daher für ihn ins Leere. Er realisierte auch nicht, wie expansiv der Charakter der kommunistischen Ideologie ist. Die Idee der Welteroberung, soweit er sie in seine Gedanken aufnahm, vermochte ihn nicht zu schrecken. Sie erschien ihm vermutlich als eine Art Hirngespinnst, auf jeden Fall nicht mit dem Ernst, der ihr zukam.

Überhaupt aber war Roosevelt, seinem ganzen Wesen nach, nicht darauf angelegt, sich mit einem System als solchem auseinanderzusetzen. Er dachte nicht in Zusammenhängen. Groß war er immer da, wo er improvisieren konnte. Improvisation ist aber keine glückliche Methode, wenn man es mit Partnern zu tun hat, die langfristig und aus den Bindungen eines Systems heraus handeln. Und man kann auch nur dort improvisieren, wo man mit den Verhältnissen vertraut ist. Diese Voraussetzung fehlte. Von mächtiger Wirkungskraft da, wo er an den großen heimischen Stromkreis angeschlossen war, mußte Roosevelt hier versagen.

Alles, was ihm unter den amerikanischen Bedingungen zustatten kam, in denen er zu Hause war wie nur einer, konnte ihm hier nicht helfen, ja mußte eher zu seinem Nachteil ausschlagen. Nicht nur gab es hier niemanden zu faszinieren, nicht nur gab es nichts zu improvisieren, auch das Selbstbewußtsein, diese mächtige Kraft, die ihn so weit geführt hatte, begann ihn jetzt über den optimalen Punkt hinauszutragen. Zu große Verwöhnung durch Erfolg war im Begriff, den Mißerfolg herbeizuziehen, weil die Grenzen der eigenen Möglichkeiten nicht mehr klar genug gesehen wurden. Und nicht besser als um das Zutrauen zu sich selber stand es um das arglos-glückliche Zutrauen zum Leben, das sich bisher so sehr bewährt hatte. Einst hatte Roosevelt die furchtbare Krankheit überwunden, weil er es über sich gebracht hatte, die Augen von der dunklen Tiefe, der Möglichkeit des Todes abzuwenden. Jetzt aber war das Gegenteil von ihm gefordert. Jetzt handelte es sich gerade darum, den Abgrund zu sehen. — Und jetzt zeigte es sich, daß eben das nicht seine Sache war. Er erkannte nicht die Größe der Gefahr, die zwischen ihm und der Verwirk-

lichung seiner Hoffnungen stand. Er wollte sie um keinen Preis erkennen. Er wagte es nicht, auch nur die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß Stalin ein Feind sein könne.

Bei alledem wußte Roosevelt selbstverständlich sehr wohl, daß große Schwierigkeiten einer Verständigung mit den Russen im Wege standen. Er konnte gelegentlich über ihre Zähigkeit, Unzugänglichkeit, Undurchsichtigkeit Verdruß empfinden. Auch entfiel ihm wohl einmal eine Äußerung wie: «Im Umgang mit den Russen kann man nicht vorsichtig genug sein.» Aber das Problem entsprang für ihn nicht aus dem unvereinbaren Widerspruch der letzten Zielsetzungen. Vielmehr hielt er die Schwierigkeiten für solche, die sich mit gutem Mut reihum eine nach der anderen erledigen lassen.

Ein Jahr nach Roosevelts Tod hat der Journalist Samuel Grefton eine anschauliche Charakteristik seiner Person gegeben: «Man erinnert sich an ihn wie an einen lächelnden Autobusschaffner mit der aufwärts gerichteten Zigarettenspitze, dem Lärm in seinem Rücken lauschend, wenn es in die scharfen Kurven ging. Sie pflegten ihm vorzuhalten, daß sein Fahrzeug nicht für die Ewigkeit gerüstet sei. Ihm aber genügte es zu wissen, daß er die nächste Kurve nehmen konnte. . . und er liebte die Passagiere.» In der Tat, Roosevelts Taktik ging dahin, jeweils die nächste Kurve zu nehmen. Man könnte vielleicht einwenden, daß ihm kaum anderes übrig blieb. Kurve um Kurve — einen anderen Weg gab es auch für die Russen nicht. Aber der Unterschied war der, daß die Russen in keiner Phase ihr sehr realistisches Endziel aus dem Auge verloren. Selbst in der Zeit ihrer größten Bedrängnis vergaßen sie niemals über der Anforderung des Augenblicks, daß eines Tages Frieden sein würde, daß dann eine Neugestaltung Europas fällig wäre und in diesem Augenblick alles darauf ankommen würde, das Heft in der Hand zu halten. Sie arbeiteten für ihre eigene Zukunft, Roosevelt aber für eine Dauerordnung der Menschheit und insofern eben doch — in diesem Punkt hatten die Kritiker unrecht — für die Ewigkeit.

Ein utopisches Endziel und zugleich Unbekümmertheit in der Art, wie man diesem Endziel zustrebte: das ergab eine unglückliche Verbindung. Das große Ziel ließ keinen Preis als zu hoch erscheinen. Die Unbekümmertheit des Handelns aber sah im Einzelfall nicht ernstlich auf den Preis. Hartnäckig blickte Roosevelt weder nach links noch nach rechts — immer in der Sorge, daß die Einigkeit gestört werden könne. Das gute Einvernehmen mit den Russen war das einzige, was zu zählen schien, denn damit stand und fiel die Hoffnung auf die erträumte Weltordnung. Wo soviel für seine Konzeption auf dem Spiele stand, durfte auf der eigenen Seite Zweifel nicht aufkommen, mußte auf der Gegenseite schon ein Stirnrunzeln gefürchtet werden. Und so zahlte Roosevelt mit Zugeständnissen in der Sache, Stalin mit — Entspannung der Situation.

Es scheint, daß die Rücksicht auf Stalin schon in Casablanca eine gewisse Rolle gespielt hat, damals, als die verhängnisvolle Formel der Forderung nach

bedingungsloser Kapitulation geboren wurde. Roosevelt hat sich wahrscheinlich dazu entschlossen, um Stalin, der sich in sehr schwieriger Lage befand, seiner unentwegten Treue zu versichern. Doch ist das nicht zu beweisen. Der unglückliche Schritt mag auch anders zustande gekommen sein. — Kein Zweifel aber besteht an Roosevelts allgemeiner Haltung gegenüber den Russen. Sie blieb so eindeutig und beharrlich auf «Schön-Wetter» eingestellt wie ein Sommerfrischen-Barometer. Ein besonderes Beispiel dafür bietet die Frage der kommunistischen Unterwanderung. Da halfen keine Warnungen, die ihm stets erneut — auch von hervorragender Seite — zuzingen. «Laufen Sie erst einmal um den Block herum, Mann, und kühlen Sie sich ab», war die Antwort, die er einem dieser lästigen Warner gab. Die russische Empfindlichkeit mußte auf jede Art geschont werden — koste es, was es wolle. Es hat viel gekostet. — Den berüchtigtsten Fall lieferte Alger Hiss, kommunistischer Spitzel, stellvertretender Direktor des Office of Special Political Affairs, Mitglied der Delegation, die Roosevelt nach Jalta begleitete. Die Bedeutung der Angelegenheit braucht nicht überschätzt zu werden. Die Tatsache ist aber an sich schwerwiegend, daß während der Verhandlungen ein direkter Draht aus dem amerikanischen Lager in das russische führte.

Und doch — was bedeutet dies alles gegenüber den Opfern, die — als wären es gewöhnliche Geschenke — auf dem Altar der russisch-amerikanischen Freundschaft in Teheran und erst recht in Jalta dargebracht wurden. Vergeblich legte sich Churchill ins Mittel — er, der selbst zu spät zur Einsicht gekommen war. Von dem mächtigeren amerikanischen Freunde abhängig, konnte er sich nicht durchsetzen. Und so wurden Zugeständnisse gemacht, die — an sich schon hoch — einer weit schlimmeren Auslegung fähig waren, ja zu Mißbrauch einluden. Was Hitler entrissen wurde, warf man Stalin hin. In Asien verfuhr man nicht weniger großzügig als in Europa. Die Folgen: Der kommunistische Block reicht heute von der Elbe bis zum Stillen Ozean. Europas Zukunft ist bedroht. Millionen und Abermillionen von Menschen haben ihre Freiheit verloren.

So wenig aber wurden diese Auswirkungen damals geahnt, daß die amerikanische Delegation — an ihrer Spitze Roosevelt — Jalta freudig verließ. Von den wohlgestimmten Russen scheidend sah man voll Hoffnung der nächsten Konferenz der Vereinten Nationen in San Francisco entgegen. Dort sollte mit der endgültigen Einrichtung der künftigen Weltorganisation Roosevelts Lebenswerk gekrönt werden. Hopkins, Roosevelts nächster Vertrauter, berichtet: «Wir glaubten im Herzen wirklich, ein neuer Tag sei angebrochen: der Tag, den wir alle seit so vielen Jahren ersehnt und über den wir so viel geredet hatten. Wir waren absolut überzeugt, den ersten großen Friedenssieg errungen zu haben. Und wenn ich sage: wir, dann meine ich: wir alle, die ganze zivilisierte Menschheit. Die Russen hatten bewiesen, daß sie vernünftig und weitblickend waren. Und weder der Präsident noch irgend einer von uns zweifelte

im geringsten daran, daß wir mit ihnen leben und friedlich auskommen könnten — bis in unabsehbare Zukunft. — Eine Einschränkung muß ich allerdings machen, unter der Voraussetzung, daß Stalin nichts zustieß.»

Nur zu bald aber zeigte sich — in der polnischen Frage, aber auch sonst —, daß der Mann so hoher Hoffnungen, Stalin — von den großen Zugeständnissen ganz ungerührt —, gar nicht daran dachte, sich im Rahmen der getroffenen Abmachungen zu halten. In der amerikanischen Öffentlichkeit begann man allmählich unruhig zu werden. Roosevelt schrieb an Stalin einen geharnischten Brief. Stalin protestierte, indem er seinerseits zum Angriff überging, gegen angebliche Geheimabmachungen zwischen England und Amerika. Wenn auch verärgert und enttäuscht, wurde Roosevelt in seinem Zutrauen immer noch nicht eigentlich wankend. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß «Onkel Joe», den er aufrichtig gern hatte, fähig sein sollte, ihn zu hintergehen. Die Möglichkeit existierte nicht, weil sie schlimm war.

Noch kurz vor seinem Tode hat Roosevelt zur Polenfrage bemerkt: «Ich würde das Sowjetproblem eher verkleinern, weil es in der einen oder anderen Form immer wieder auftaucht und doch in den meisten Fällen zu glätten ist. Allerdings müssen wir standhaft sein. Und unser Kurs war bisher der richtige.»

In dieser Überzeugung ist er aus der Welt gegangen. Sicher ist, daß seine Krankheit ihn in der letzten Zeit — auch gerade in Jalta — beeinträchtigt hat. Aber wohl ebenso sicher, daß sie seine Vorstellungen nicht beeinflusste. Auch als gesunder Mann hätte er im Entscheidenden nicht anders gehandelt. Und es ist auch nicht vorstellbar, wie er das Steuer hätte herumwerfen sollen, wenn er länger gelebt hätte. Charakteristisch genug hat er seinen Nachfolger, den damaligen Vizepräsidenten Truman, weder nach Jalta mitgenommen noch überhaupt in die Geschäfte eingeweiht — eine Tatsache, die Churchill unverständlich blieb. Wie nicht anders zu erwarten, hat sie mit zu der späteren bösen Entwicklung beigetragen. Aber einen Nachfolger zu instruieren, das hätte bedeutet, dem Gedanken an die Möglichkeit des Todes Raum zu geben. Und das durfte nicht sein. Das war die dunkle Tiefe, von der er immer seine Blicke abgewandt hat.

Roosevelt ist an den Russen gescheitert. Die Mächte der Tiefe, die er nicht wahr haben wollte, haben sich an ihm gerächt. Der Heitere, Glänzende, der Lebensieger war für diese Auseinandersetzung nicht gemacht. Er, der der Sache der Freiheit so große Dienste geleistet hatte, hat die größte Gefahr, die der Freiheit drohte, nicht erkannt. Der Kurs — zunächst so sicher — war am Ende falsch.

Aber wenn man nicht die Klugheit derer betätigen will, die vom Rathause kommen, dann muß man anerkennen, daß Roosevelts Situation ungewöhnlich schwierig war. Bis zum Ende des Krieges erforderte der Nationalsozialismus alle Kraft, alle Aufmerksamkeit. Der Blick war ganz in die eine Richtung gebannt. Jetzt hieß es, fast von einem Augenblick zum andern, ihn von dort ab-

zulösen, wo keine Gefahr mehr war, und dahin zu wenden, wo das neue Unheil heraufstieg. Und das war viel verlangt. Ein Scheinwerfer kann seinen Lichtkegel einem Objekt zuwenden und ihn dann ohne Schwierigkeit zu einem anderen weiter wandern lassen. Aber die menschliche Natur gibt das so leicht nicht her. Auch hätte es nicht genügt, wenn Roosevelt für seine Person die Wendung vollzogen hätte. Das ganze Volk hätte er in die neue Richtung herumreißen müssen, was unter den Bedingungen einer Demokratie nur sehr schwer und sehr langsam möglich ist.

Und dann war da noch Japan, von dem noch gar nicht die Rede war. Vor Roosevelts Tode ist die Atombombe nicht fertig geworden. Er mußte glauben, die Russen für den Endkampf gegen Japan noch nötig zu haben. Auch das hat in Jalta eine große Rolle gespielt. Es gab im Raum der Welt zu viele Probleme, die gleichzeitig gelöst werden wollten. Und es gab in der Hast der Zeit keine Frist, um sich der raschen Änderung der Dinge anzupassen. Das ist die ungeheure Schwierigkeit, durch die heute jeder Politiker in Gefahr ist, überfordert zu werden, wie Roosevelt überfordert worden ist.

Mehr als früher hat der Staatsmann in der Gegenwart zu realisieren: den vielfältigen, unendlich komplizierten Zusammenhang, den unerhört raschen Wechsel der Entwicklung — vor allem, daß er es heute mit totalitären Gegnern zu tun hat, deren Ziele langfristig und unerbittlich, deren Taktik sprunghaft ist. Gerade diese Anforderungen aus der Sache machen aber eines unwichtig, was Roosevelt für wichtig hielt: Das Lächeln oder Nicht-Lächeln auf den Zügen eines Diktators.

Die Zukunft unserer Hochschulen

ANTON E. SCHRAFL

Der nachfolgende Aufsatz geht auf einen Bericht über das Hochschulproblem der Schweiz zurück, den der Verfasser im Sommer 1964 zusammen mit einigen befreundeten Akademikern ausgearbeitet hat. Der seither veröffentlichte Schlußbericht der «Eidgenössischen Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung» (im folgenden als Labhardt-Kommission bezeichnet) sowie zahlreiche wertvolle Anregungen von dritter Seite haben den Anlaß dazu gegeben, das ganze Problem nochmals durchzudenken und jene erste Stellungnahme auf den heutigen Stand der Diskussion zu bringen.

Die Schweiz genießt den Ruf, seit Jahrhunderten mit an der Spitze des wissenschaftlichen Fortschritts und der technischen Entwicklung zu stehen. So sehr diese Tradition auch zu Stolz berechtigt, so kann man doch nicht übersehen, daß es sich dabei um eine *Lebensnotwendigkeit* für unser Land handelt.